

(Nachdruck verboten.)

7) Der Alte vom Berge.

Roman von Grazia Deledda.

„Es ist kein Scherz, Zio Pre, ich glaube wirklich, ich habe sie gesehen. Sie ist klein, nicht wahr? Hat ein rosig helles Gesicht und schwarze, glänzende Augen, nicht wahr? Sie stand da bei dem Hündchen, doch als sie Euch sah, hat sie sich fortgemacht.“

„Vorwärts! Es ist nicht wahr,“ rief der Alte, der wohl merkte, daß Basilio log. Sie gingen weiter. Doch Basilio blickte nur nach dem Hunde hin, den er an sich zu locken versuchte; so achtete er nicht mehr auf den Weg, und obschon der Alte mit seinem Stoch den Boden betastete, stolperte er häufig.

„Die Messe hat schon angefangen; man hört kein Läuten mehr. Weiter, Du alberner Junge, und laß den Hund in Ruhe. Siehst Du niemand?“

„Auch nicht ein Bein von einem lebendigen Christenmenschen. Ach, wie schön ist das Hündchen, und es hat ein goldenes Halsband mit einem Glöckchen daran. Hörst doch, Zio Pietro . . . Drin, drin, drin . . . Wenn ich allein wäre, dann nähme ich ihn mir mit.“

„Bravo! Und wir sind auf dem Wege zur Kirche!“

„Was ist denn dabei? Ich würde ihn mit dem Hasen zusammen tun.“

„Man sollt's nicht glauben, daß Du noch so kindisch bist!“ sagte Zio Pietro. Doch nach einer Weile fragte er: „Wo hast Du ihn gelassen?“

„Ben Den Hasen? O,“ sagte Basilio, schlau lächelnd, da er an das in einer hohlen Eiche verborgene Tierchen dachte, „ich habe ihn irgendwo gelassen, wo ihn niemand finden kann, nicht einmal die Heren. Ich allein weiß es.“

„Wo denn?“

„Wenn ich es Euch sage, so wißt auch Ihr es, und dann nehmt Ihr ihn mir eines Tages fort, bratet ihn und sagt dann, er wäre fortgelaufen.“

„Damit hat es keine Gefahr,“ sagte Zio Pietro traurig.

Inzwischen waren sie angelangt; nach einem kleinen Aufstieg traf er mit seinem ausgestreckten Stoch auf eine Mauer und sein scharfer Geruch verspürte den Duft des frischen Staaes und den feuchten Dunst der Laubhütten.

„Das Hündchen folgt uns,“ sagte Basilio, sich umschauend, „aber es will nicht herankommen. Warum kommst Du nicht, Schelm? Geh mir einmal Euren Stoch, Zio Pietro.“

„Laß ihn in Ruhe,“ jagte der Alte ärgerlich und hielt seinen Stoch fest. Da der Hund laut bellte, kam aus einer der Türen der kleine Efsio heraus, hielt die Hand gegen die Sonne und blickte auf und ab.

„Leo, hierher, Leo!“

„Leo, hierher, Leo!“ machte Basilio ihm spöttisch nach. „Gehört der Hund Dir, Junge?“

„Ja, er gehört mir, und nicht Dir!“ rief Efsio böse.

„Wenn Du schreiest, so werde ich ihn prügeln, bis er krepirt.“

„Du? Das versuche nur! Dann rufe ich Papa!“

„Und wenn Du Deinen Papa rufft,“ sagte Basilio lachend und fügte ein derbes, sardisches Schimpfwort hinzu.

„Jetzt hört es aber auf,“ ermahnte Zio Pietro weitergehend.

Der Knabe streckte die Zunge heraus und Basilio drohte ihm mit der Faust; sobald er den Alten in die Kirche geführt hatte, kehrte er zurück, um den Streit fortzusetzen.

Zio Pietro kniete auf den Boden hin und stützte einen Arm auf den längs der Mauer hinkaufenden Sitz. Die wenigen Leute, welche der Messe beiwohnten, kehrten sich um und betrachteten ihn; das fühlte er und es verursachte ihm Traurigkeit, Verwirrung und tiefe Rührung. Sein Herz schlug heftig, aber das dem Altar zugewendete Gesicht blieb ruhig.

Ob wohl Paska hier war, in der halbdunkeln, kühlen Kirche? Er hatte gehofft, wenn sie ihn sähe, würde sie aufstehen und zu ihm kommen, um ihn zu begrüßen. Von den Vorfällen der letzten Nacht wußte er ja nichts, und er war ohne Melchior's Wissen gekommen, um noch einmal zur Madonna zu beten und womöglich mit Paska zu sprechen.

Aber sie kam nicht. Vielleicht wagte sie nicht aufzustehen, vielleicht war sie auch gar nicht da. Das alte Herz schlug wieder

regelmäßig und ging langsam seinen dunkeln, traurigen Weg weiter; alle seine Gedanken stiegen zu der kleinen Madonna auf, deren rosig glänzendes Gesichtchen überglänzt war von dem durch das Portal eindringenden hellen Licht.

Die Weiber sangen mit eintöniger Stimme Psalmen. Der rhythmische Tonfall erweckte in Zio Pietro die Erinnerung an alle Einzelheiten der früher gehörten Messen; er sah im Geiste auch den leuchtenden Hintergrund der Kirchentür und dahinter eine ferne Bergkuppe; die knienden Frauen in ihren helleren oder dunkleren roten Miedern; am Altar den bloßen Kopf eines Bauern mit langen, in Zöpfe geflochtenen Haaren; und den Priester, der mit erhobenen Händen hin und her ging, die Lunika von zweifelhafter Weiße so hoch geschürzt, daß der Saum seiner schwarzen Beinkleider hervor sah.

Nach der Vitanei intonierten die Andächtigen die gosos*) zweistimmig, doch stets mit monotoner, melancholischer Kadenz, in der gleichsam das friedliche Rauschen des Waldes erklang; nur war dieser Klang trauriger, einsamer, wie von verborgenem Heimweh erfüllt.

Zio Pietro erschauerte leicht; ein Strom von zärtlichen und wehmütigen Erinnerungen überslutete sein Herz. Auf seinen Stoch gestützt erhob er sich, setzte sich auf die Bank und vereinte seine Stimme mit den anderen.

Beim Schlußvers erklangen auch die Stimmen von Knaben und Männern, so laut, daß die einzelnen Worte sich verloren; doch Zio Pietro wußte die gosos auswendig, und jeder Vers, den er mitsang, ging ihm tief zu Herzen.

Imploranos, de su Monte
Reina, s'eterna vite.**)

Das letzte Ritornell wurde zweimal wiederholt; scharfer erklangen die Kinderstimmen und endeten in einem kurzen rauhen Schrei; dann plötzlich tiefe Stille und Zio Pietro kniete nieder für den Segen. Die Arme auf die Bank gestützt, barg er das Gesicht in den Händen, wartete und fing an sich zu beunruhigen. Er hörte die Leute fortgehen, die Kinder und Männer vom Altar herabsteigen; zu ihm kam niemand, niemand achtete auf ihn. Sie war also nicht da? Er wartete noch immer, bis die Kirche ganz einsam war; er hörte noch das rauhe Husten einer Alten, den leichten Schritt eines barsüßigen Kindes; dann nichts mehr. Da merkte er, daß auch Basilio ihn verlassen hatte, und empfand eine schwere Traurigkeit, ein schmerzliches Gefühl von Demütigung und Schwäche. Seine Lippen beteten noch, aber seine Seele war kalt und leer, wie die alte Kirche, in der sein Beten sich verlor. Dann hörte er, wie Basilio auf den Fußspitzen eintrat, den Atem anhielt und hinter ihn trat.

„Zio Pietro,“ sagte er und faßte ihn an dem Arm, „sollen wir gehen? Es ist niemand mehr hier.“

„Und wo warst Du?“

„Ich? Hier, Zio Pietro.“

„Das ist nicht wahr! Müßt Du auch in der Kirche? Du hast die heilige Messe nicht gehört. Knie nieder! Sofort!“

Er faßte ihn und zwang ihn niederzuknien; als er ihn senken und mit leiser Stimme inbrünstig beten hörte, verzief er ihm.

„Zio Pietro, was für schöne Blumen auf dem Altar! Sind es wirkliche? Darf ich hingehen und sie befehen?“

Der alte Mann überlegte, und da er dachte, daß Basilio das auch ohne seine Erlaubnis tun konnte, hielt er es für besser, ihm diese zu geben.

„Gehe nur, aber rühre nichts an.“

Doch nachdem er gehört, wie Basilio leichtfüßig zum Altar hinaufgestiegen war, vernahm er auf diesem ein leichtes Klirren, als ob die Vasen fortgeschoben würden. Gleich war der Knabe wieder an seiner Seite.

„Was hast Du getan? Hast Du etwas angefaßt?“

„Nichts, Zio Pietro. Gehen wir jetzt.“

Er zog ihn mit sich und sie gingen.

An der Tür einer der Gütten stand Paska und erblickte plötzlich die Gestalt ihres Onkels. Aus Furcht vor einer neuen Begegnung mit Melchior war sie nicht, wie gewohnt, zur Stadt hinuntergegangen, um Lebensmittel zu holen; da sie in angenehmer Gesellschaft an der Quelle gewesen war, hatte sie

*) Wittgesang.

**) Königin vom Berge, erbitte uns das ewige Leben!

Weder der Messe beigewohnt, noch Zio Pietro gesehen; jetzt würde sie sich gerne zurückgezogen haben, wenn Basilio, der sie scharf betrachtete, sie nicht an gewissen Anzeichen erkannt hätte.

„Bist Du Pascha Carta?“ fragte er sie boshaft und schüttelte die Hand des Alten in der seinen, als ob er sagen wollte: Erkennst Du diesen Mann nicht? Ladeſt Du ihn nicht ein, einzutreten?

Sie machte aus der Not eine Tugend und trat aus der Hütte; wenn Zio Pietro nicht blind gewesen wäre, so würde sie nach der Beschimpfung der letzten Nacht sich für berechtigt gehalten haben, ihm den Rücken zu kehren; doch da er ein so unglückliches, hilfloses Wesen war, durfte sie ihm den Gruß nicht weigern, ohne die sie aufreizenden Verleumdungen und Spottereien noch zu vergrößern. Sie grüßte also freundlich mit dem Kopfe, als ob der alte Onkel sie sähe.

„Seid Ihr da, Zio Pietro?“

„Ich bin da. Und wo warst Du? Nicht in der Messe?“

„Nein, ich war am Brunnen. Ach, es bleibt einem nicht die Zeit, in die Kirche zu gehen.“ Sie wurde spöttisch, kalt, unruhig. Mit nervöser Bewegung der kleinen roten Hände strich sie ihre Schürze aus schwarzem, gelbgeblühtem Perkal nach den Seiten hin; tausend bittere Worte kamen ihr auf die Lippen; sie hätte aufschreien, allen Born und Schmerz ausstoben, den alten Mann beschimpfen mögen. Aber wozu? Welche Schuld hatte er? Was konnte er tun? Vielleicht war er gekommen, um sie zu begütigen, sie um Verzeihung zu bitten; und im Grunde schämte sie sich, denn die bloße Anwesenheit des Greises war für sie ein stummer Vorwurf.

Und dann dieser Junge, der sie hartnäckig betrachtete, boshaft lächelte und mit neugierigem Blick jeder ihrer Bewegungen folgte; und auch ihre Herrschaft war auf die Schwelle der Hütte getreten und beobachtete sie. Paschakehrte sich zu ihnen und sagte in trozigem, herbem Ton:

„Das ist mein armer Onkel Pietro, der Vater des Elenden, der mich gestern Abend geschlagen hat.“

„Wer hat Dich geschlagen, Melchior?“ rief der Alte und schlug vor Schrecken und Ueberraschung die Augenlider auf, so daß man das rötliche Weiß der erloschenen Augen sah. Basilio sperrte den Mund auf und hörte auf zu lachen.

„Wißt Ihr das noch nicht?“ schrie Pascha und strich immerzu ihre Schürze glatt. Und bald zu Zio Pietro, bald zu ihrer Herrschaft gewandt (der Herr war dick, gelb, kahl, mit dichtem schwarzen Bart; die Herrin sehr rot im Gesicht, mit kleinen hellblauen Augen und schwarz gekleidet), erzählte sie den Vorgang, halb auf sardisch, halb auf italienisch, und bückte sich, als ob die kräftigen Fäuste Melchior's von neuem anfangen wollten.

(Fortsetzung folgt.)

„Sprüche der Freiheit.“

So nennt Franz Staudinger sein neuestes Buch. Es feiert in der Sprache des Dichters und mit der Gedantentiefe des Philosophen das Ideal einer künftigen Gesellschaft, die, befreit von der korrumpierenden Sklaverei des Kapitalismus, allen ihren Gliedern Wohlstand, Freiheit und soziale Ebenbürtigkeit gewährt. Ist Staudinger kein Sozialdemokrat im strengen Parteilinien des Wortes — einige optimistische Wendungen über Fürsten, die sich „auf Grund des Vertrages der Verfassung“ als „verpflichtete Hüter von Freiheit und Gleichheit“ zu betrachten hätten, lassen das erkennen — so sind doch die sozialistischen Kampfziele auch die seinen. Das Werk ist von so reiner Begeisterung für Freiheit und soziale Gerechtigkeit erfüllt, daß es einen Platz in dem Bücherregal der Arbeiterkassen mit Ehren verdient.

Das ganze Buch bildet ein einheitliches Gebäude von festem, künstlerischem Gefüge. Es ist unmöglich, mit wenigen Druckstücken einen vollen Begriff von der Schönheit und dem Reichtum des Gebotenen zu vermitteln. Einige Kostproben mögen dazu dienen, die Lust zum Genuß des Ganzen zu wecken.

Im „Vorpruch“ heißt es über die Ethik der neuen Lehre:

„Daß alles, was Anechtung heißt, schlecht ist, und gut nur, was Seelen und Leiber zur Freiheit erbaud, das ist die Lehre.“

Daß zur Freiheit nur gut ist ein neuer Wille und ein neuer Leib der Gemeinschaft, nicht Zwang des Geldes und der Willkür: das ist die Lehre. Die prüfet.“

Was ist Freiheit? fragt Staudinger und er antwortet:

„Aber Freiheit ist nicht Wort und Begriff. Freiheit ist Leben. Leben des Menschen ist Wille. Und der Wille will Tat. Freie Tat will der lebendige Wille.“

* „Sprüche der Freiheit. Wider Nechste — und andere Herrenmoral.“ Von Franz Staudinger. Verlag Eduard Necker, Darmstadt. 185 S.

Das erhob den Menschen über das Tier, daß er vom dunklen Trieb zum bewußten, Ziel und Mittel scheidenden Willen fortschritt.

„Ungefordert wohnen in Trieb noch Mittel und Ziel. Eine Klust bricht nur der denkende Geist zwischen beiden und wirft eine Brücke des Willens über sie hin. Erst wenn im Geist solche Klust sich brach und solche Brücke sich baute, konnte der Mensch das Werkzeug erfinden.“

Im Gebrauch des Werkzeugs lernt der Mensch weiter denken. Er erkennt das Maß der richtigen Mitte im Zweckmäßigen und vom Guten strebt er zum Besseren. Die Not, die Feindschaft der Natur und der Wettbewerb seiner menschlichen Konkurrenten treiben ihn vorwärts im Kampf um das Bessere für sich, um Macht über die Natur und seine Brüder. Der Mensch unterwirft sich den Menschen als Mittel für die eigenen Zwecke. Darüber verlieren Herren und Knechte die Freiheit. Auf die Sklaverei des Eisens folgt die des Goldes.

„Kennt ihr den Höllentwurm, den Polypen, den Drachen, der sich Menschenvieh züchtet, wie der Bauer die Milchkuh?“

Menschen vermehrt er und Güter der Menschen, wohin seiner Klauen eine tritt, aber er weckt der Vielen Fleiß nur zu eigener Macht und weniger Lieblinge Reichtum.

Nicht nur Fleiß saugt er ein und wandelt ihn zu rollendem Golde, auch Ehre und Gewissen und Freiheit entsaugt er dem Menschen.“

Wofür arbeitet der Mensch heute? Und wofür sollte er arbeiten?

„Unter dem Zwang des Menschen arbeitet der Mensch wie ein Tier, als sein Sklave. Weil der Herr ihn als Mittel nützt für Dienst und Macht und Reichtum, darum gibt er ihm Brot. Und wenn er ihn nicht mehr nützen kann, so tötet er ihn, oder verjagt ihn, oder gibt ihm das Gnadenbrot. Das tut er auch bei Tieren, die er lieb hat.“

Aber der freie Mensch will arbeiten, daß er seinem Bedürfnis des Leibes und Geistes genüge. Mittel zu solchem Zweck ist ihm die Arbeit.

Arbeit des Sklaven achtet er als Arbeit des Tiers. Dem wer nur Mittel ist in des Regierenden Hand, der ist Tier für ihn.“

Als das gemeinsame Recht, als die Freiheit des Erwerbs proklamiert wurde, war der Mensch sich noch oftmals Zweck; damals schufen noch viele selber, was sie brauchten, und es gab noch wenig Kauf oder Tausch. Doch dahin zurück führt kein Weg; was die kapitalistische Wirtschaft geschaffen, hat in solcher Enge keinen Raum mehr.

„Untertan sei darum der Schatz des tausendkräftigen Niesen dem Menschen. So rufen die roten Barbaren“. Das kann nur sein, wenn der Drache gestürzt wird von seinem Goldsitz, und sein Gold Diener wird freier Genossen.“

„O so recht habt ihr in diesem Ziele, ihr roten Barbaren. Recht hatte Karl Marx, der Meister, der euch wies, dies müsse das Ziel sein.“

Freiwillig, er sah das Ziel, wie man von ferne den mächtigen Berg sieht, nahe dem strebenden Wunsch und einfach zu ersteigen. Aber wenn man näher kommt, lagern Sumpfe davor; Sturzflüsse und Ströme, Schluchten und pfadlose Felsen hindern den Weg. Da heißt es, mit Geduld und Einsicht vordringen, damit nicht durch stürmenden Eifer die Freiheit wie Rauch in den Lüften verschwinde. Wie der Märzsturm des Winters letzte Macht zerbricht, so räumt der Freiheitssturm hinweg, was morsch und alt. Aber der Sturm ist nur Bahnbrecher und Herold, soll der Freiheit Saat entkeimen, so bedarf es der Sonne des Lichts und der Liebe:

„Meiner Sonne liebend Reigen

Küßt den süßen Keim heraus.

Wenn des Frühlings Stürme schweigen

Bricht der Freiheit Knospe auf.“

Nur wenn Herrengier dazu zwingt, indem sie das Gesetz der Freiheit gänzlich zu vernichten droht, bedarf es nach des Dichters Meinung noch des Verbrechens; hinter uns, so hofft er, liegt das Sprengen, vor uns des Bauens Unendlichkeit. Aufzurichten gilt es das Reich der Freiheit in uns und um uns. Was bedeutet in n e r e Freiheit?

„Dreifach ist das Gesetz der Freiheit: Gesetz der Erkenntnis, des Willens, der freien Gemeinschaft. Doch diese drei sind eins.“

Wir müssen unseren Verstand schulen, müssen die Gesetze unseres Denkens kennen lernen, müssen selbständig prüfen und scheidend lernen, was wahr sei. Wer aus Trägheit, aus Furcht oder Hoffnung am Irrtum klebt, ist ein Sklave, und Sklavenzüchter ist, wer mit Drohen und Strafen zum Glauben an überkommene „Wahrheiten“ zwingt. Kampf aller Wahrheitsfurcht, Krieg allem Gewissenszwang!

Mit der Bildung des Geistes in innigster Wechselwirkung steht die Bildung des Willens. Solange der Mensch das Spiel seiner Triebe, solange ist er innerlich Knecht. Erst mit der Entwicklung des bewußten Willens zum Regierer der Triebe im Dienst freigesetzter Zwecke entsteht die innerlich freie Persönlichkeit. Aber keine asketische Unterdrückung der Triebe:

„Leite die Triebe, aber laste sie nicht. Wer sie lastet, wird leicht böse und häßlich. Selten fand ich einen, der sich lastete und nicht ein Zelote ward, der nicht vom Teufel des Hochmuts besessen, die anderen zu meistern begehrte. Und wie oft ist der Meistende — Heuchler.“

Helfen sollst du den anderen, sie lehren und stützen, wo du es kannst. — Gegen das Meistern lehnt sich der Gemeinste auf und hört nicht auf's Gute.

Fröhlich, in geordneten Bahnen, ströme der Strom unseres Lebens. Nicht der Bedürfnisarme ist Held, und der sich ohne Not das Leben versagt. Reiches Bedürfen, gelenkt in spielender Ordnung: das sei das Leben.

So sollte das Leben sein. Aber was ist es in Wirklichkeit heute für die große Mehrheit der Menschen? Geistige Knechtschaft und materielle Not, Unterdrückung, Unrecht und Elend, wohin man schaut! Wie Peitschenhiebe saugen die Säge nieder, in denen Staudinger mit der herrschenden Gesellschaft ins Gericht geht. Den kapitalistischen „Patrioten“ ruft er zu:

„O ihr Verarmten, ihr Interessengelächter! Redet doch nicht von Liebe zum Vaterland! Euer Kind — so rühmt ihr —, euer eigenes Leben wollt ihr, wo es not tut, dem Vaterland opfern? Aber des Goldes Interesse — das opfert ihr dem Vaterland niemals, wohl aber dem Interesse das Vaterland.“

Freiheitsleben für alle, und gleiches Recht, das ist das wahre Vaterland. Das aber treten die Herrschenden mit Füßen:

„Zwiespältig ist das Recht und die Gerechtigkeit heute in den Ländern. Das sein soll, steht geschrieben, und was ist, das ist anders.“

Anders als recht ist das Recht, so lange des Geldsacks Interesse um uns her wie saugende, giftige Mücken schwärmen.“

Den privilegierten Gesetzgebern der herrschenden Gesellschaft hält der Dichter entgegen, daß über dem geschriebenen Gesetz ewig und fest das ungeschriebene steht von der Würde des Menschen; die rechtliche Form allein mache noch kein rechtlich Gesetz, auch in goldener Schale könne Schmutz sein.

Schmutz ist ein Gesetz, ob es auch die Mehrheit gebe, wenn es den Fleiß der abpreßt, ihn den Reichen in die Tasche zu träufeln.

Schmutz ist eine Mehrheit, wenn sie erlistet ist durch falsche Rede und täuschend Versprechen, extortiert durch Gebot der Herren und durch Angst vor deren Verfolgung.

Schmutz ist jede Mehrheit, zu der nicht alle als Freie in freier, gesicherter Wahl ihre Stimme geben dürfen nach gleichem Recht.

Denn wo ist Gleichheit vor dem Gesetz, wenn nicht Gleichheit im Rechte ist, das Gesetz zu beschließen?“

Der heuchlerischen Logik gewisser Wahlfreundsfeinde dient Staudinger mit den Worten:

„Beschönigt nicht eure Missetat, ihr Herrenseelen, und sagt nicht: Die Armen sind roh und verstehen nichts, sie sind nicht reif, sich selber Gesetze zu geben.“

Seid ihr denn reif? Macht der Geldsack reif und das Geschwätz in dem Festsaal der Reichen? Arme fand ich genug, die reifer waren als ihr. Auf des Lebens Schaum schwebt ihr leicht, aber in seinen Grund geht selten euer Gedanke.“

„Wider den Umsturz“ schallt die Losung von oben. Worauf ruft denn der Staat? fragt Staudinger, und er antwortet:

„Freiheit der Person, Gleichheit im Recht sind die Säulen des Staates. Und Freiheit der Person kann nur bestehen, wenn nach gleichem Recht alle die Gesetzgeber wählen.“

Wer will den Staat umstürzen? Wer tastet diese Säulen des Rechts an? — Habt nicht ihr Geld gesammelt zum Umsturz des Reichstags-Wahlrechts? Und wieviele wünschen solchen Umsturz heimlich und heimlich im Herzen?“

„Wahrlich, ehrenwert ist der Räuber gegen euch, denn er nimmt mit rechthofer Waffe. Ihr aber macht das Gesetz zur Keule des Räubers!“

In dem Kapitel „Von der Gebildeten Torheit“ heißt es:

„O, welche Lören seid ihr Gebildeten, die ihr vor des Goldes Ordnung den Blickling macht, und die ihr wähnet, Moloch werde das Recht und Mammon des Forschers Freiheit beschützen.“

Doch was hilft es, die Pflanzen des Sumpfes auszuraufen, immer Aehnliches wird der gleiche Boden erzeugen. Also gilt es, einen neuen Boden zu schaffen, auf dem sich die Freiheit des Geistes und des Leibes entfalten kann: die freie Gemeinschaft. Das kann nur durch Befreiung der Arbeit aus den Ketten des Kapitalismus geschehen. Wie ist das Befreiungswerk zu vollenden?“

Nicht nur der politische Kampf, um eine Regierung, deren Ziel ist „Erhaltung der Rechte des Menschen“, ist vonnöten. Auch die wirtschaftliche Macht muß erungen werden. Staudinger ist begeisterter Genossenschaftsmann. In der Organisation des Konsums als Basis genossenschaftlicher Eigenproduktion steht er die unentbehrliche Vorarbeit für ein kollektives Produktionssystem.

„Wohl mehr als fünfzehn Millionen der Sklaven des Drachen sind heute im Lande. Mehr als zehn Milliarden ist der Wert, der als Lohn ihnen zukommt. Und den geben sie heute noch fast alle achlos zurück an den Drachen.“

Wohl zehn Milliarden ist eure lebendige Macht, eure Kaufkraft. Das hört! Von denen gebt ihr — noch nicht eine eurer Freiheit.“

Auch der „Heimholung der Grundrente“ auf dem Wege der Besteuerung, der Rentenzuwachsrente ist ein Kapitel gewidmet. Doch das gegebene möge genügen.

Stürmende Kampffreudigkeit und rastlose Arbeit am positiven Werk — der Geist der Vereinigung dieser beiden Seiten unserer Bewegung atmet aus Staudingers „Sprüchen der Freiheit“. Mögen sie beitragen, daß der Wille zur Freiheit, des Lebens Leben, immer mächtiger erstärke, „immer aufs Ziel gespannt, wie der Pfeil auf der Sehne, stetig von Stufe zu Stufe empor, vor uns immer Unendlichkeit.“ — ed.

Kleines feuilleton.

e. w. Facke — Nulpe. Ueber diese beiden in der Sprache des Volkes oft gehörten Wörter dürften die meisten unserer Leser sich keine genügende Rechenschaft geben können. Im allgemeinen verbindet man wohl mit dem Worte Facke die Vorstellung des Hülfslosen und Unzulänglichen. Wenn von jemand gesagt wird, er sei ein Facke, so versteht man zunächst darunter, daß der so Benannte irgend einer peinlichen oder schwierigen Lage nicht gewachsen ist. Daß das Wort wie alle übrigen Wörter mißbraucht werden kann und, so namentlich bei öden Schimpfereien, vollständig sinnlos angewendet wird, kommt hier nicht weiter in Betracht. Wir wollen vielmehr sehen, ob die vorhin angegebenen Merkmale wirklich an dem Worte haften. Zu dem Zwecke müssen wir es in seine beiden Bestandteile zerlegen. Trennen wir die Endung te (die niederdeutsche Form für die neuhochdeutsche Verkleinerungs-silbe chen) ab, so bleibt uns der Stamm Fack. Wir können nun ohne weiteres annehmen, daß dieser Stamm irgendwo als Hauptwort vorhanden ist, oder daß, wenn wir die Endung en anhängen, irgendwo ein Tätigkeitswort haben zu finden ist. Und in der Tat ist das der Fall. Als erster verzeichnet es Geiler von Kaisersberg (um 1500 lebend) in folgender Stelle, woraus man zugleich den Sinn sehr deutlich erfassen kann.

Er (der Gedultige) verdruckt es, als verständig er es nit, er thut, als ob er weder hörte noch seh, damit lond (lassen) die andern hinden nach ihm zu haben. Einem Mönchen der nit wil vertragen, dem beschicht (geschicht) als einem Hund, wenn man den zeuhet (zieht) bei dem einen Ohr, zehand (sogleich) schnapt er herum, denn seht man ihn bei dem andern, so schnapt er wieder herum auf das ander Ort, also hat er niemer Ruvo (Ruh) bis das er sich darein ergibt, das er sich des Fagens nicht me (mehr) annimmt zu erwehren, zehand lasset man ihn gon (gehen).

Hieraus geht klar hervor, daß haben „neden, zum besten haben“ bedeutet und in diesem Sinne ist es noch im 18. Jahrhundert im Gebrauch. Ebenso ist das Wort Fack in der Bedeutung „Aufzicherei, böswillige Rederei, Possenreißerei“ bezeichnet und weist viele Zusammensetzungen auf, z. B. Fackmann, Fackmeister, Fackvogel usw. Von einer Pommerin hörte ich einmal den Ausdruck: er sitzt da wie Hanne (Johann) Facke. Hier hat also das kräftige Wort einen Vornamen bekommen. —

Ist es nun nicht gerade angenehm, ein Facke genannt zu werden, so ist es erst recht unangenehm, sich in der Rolle eines Nulpe zu befinden. Wer hat nicht schon die Aeußerung gehört: sie hat die Hosen an, er ist bloß Nulpe! Ja, was ist denn Nulpe?

In Leipzig nennt man den Lutschnipfropfen, den Pulp der Kinder, und auch wohl die Zigarre einen Nulp, in Schlesien trägt die Tabakspfeife den schönen Namen Nulpe. Nulpen, nuppeln bedeutet also so viel wie saugen, lutschen, und zwar nach der Art der kleinen Kinder, die die Lippen dabei in eigentümlicher Weise bewegen. Nulpe ist also ein Mensch, der weiter nichts kann oder tut, als am Ppropfen saugen, der hilflos und ohnmächtig ist, wie ein kleines Kind, das sorglos am Lutschnipfropfen nupft. —

ch. Ueber „seltsame Ruchen“ plaudert eine englische Zeitschrift: Zu den am meisten bewundernswürdigen Taten Wondins gehört es, daß er einen Eierkuchen buk, wenn er in schwindelnder Höhe auf seinem Seil balanzierete. Auch als er über den Niagara ging, diente ihm so das Seil als Nische, und er wiederholte sein Kunststück noch in vielen seltsamen Lagen, zum Beispiel, als er über die Themse ging. Im Jahre 1865 wurde, wie alte Chroniken ausführlich erzählen, die Kirchturmspitze von Salisbury als Nische benutzt. Ein Weideder namens Handley war die 400 Fuß hinauf gestiegen und machte sich dann mit dem größten Gleichmut daran, ein reichliches Mahl zu kochen, zu dem auch ein Hammelrücken und Geflügel gehörte. Als im Jahre 1762 der Turm wieder ausgebessert wurde, kochte James Grist, der von dem Spatz seines Vorgängers gehört hatte, ein Gericht Bohnen mit Speck zum größten Erstaunen der untenstehenden Menge. Die Kirchtürme scheinen besondere Anziehungskraft für Abenteuerlustige zu haben. Einmal erkletterten fünf junge Burschen unter der Führung eines gewissen Pierre Roubaud den Kirchturm der Kathedrale von Bayeux. Als sie die riesige vergoldete Statue des hl. Michael, die den Turm damals krönte, erreicht hatten, zogen sie die mitgenommene Kochgerätschaften heraus, bereiteten sich ein Mahl und verzehrten es mit gutem Appetit. Am Schluß des Festes tranken sie auf das Wohl der Zuschauer, die ihren Evolutionen mit größter Spannung folgten. In einem warmen Julitage des Jahre 1900 glitt das amerikanische Unterseeboot „Argonaut“ langsam in eine Tiefe von 35 Fuß unter der Oberfläche. An Bord befand sich eine Gesellschaft von Gästen, die Kapitän Late eingeladen hatte, an einem unter Wasser gekochten Diner teilzunehmen. Das Diner war ein glänzender Erfolg, ebenso das Abendessen und das Frühstück, das sechs Monate später unter ähnlichen Bedingungen an Bord des Hollandsbootes „Julton“ serviert wurde. Aehnlich wurde eine Taucherglocke vor

einigen Jahren als Küche benutzt, um ein Mahl für sechs Personen unter dem Wasser zu kochen. Das eigenartige Vergnügen ist sogar schon wiederholt ausgekostet worden. Im Jahre 1706 hettete ein gewisser James Austin um 2000 R. , daß er einen Plumpudding zehn Fuß unter dem Spiegel der Themse bei Rotherhithe kochen würde. Die Wette wurde angenommen. Die Leute strömten in Scharen an den bezeichneten Ort, der Pudding wurde in einem zinnernen Behälter inmitten eines Sades voll Kalt in das Wasser hinabgelassen, wo er 2½ Stunden blieb. Als er dann wieder herausgezogen war, erklärten die Mitglieder der Prüfungskommission, Austin hätte seine Wette gewonnen, der Pudding wäre übergar. Im Wipfel einer alten Ulme in Walton Hall bewirtete eines Tages der erentrische Naturforscher Charles Waterton sechs Bekannte. Das Mittagessen wurde auf einem anderen Baum in der Nähe gekocht, und mittels einer sinnreichen Seilleitung wurden die Speisen von einem Baum zum anderen befördert. —

Eisindustrie in Jerusalem. Seit drei Jahren besteht in Jerusalem eine Eisfabrik von freilich recht bescheidenem Umfang. Ein kleiner Petroleummotor von drei Pferdestärken liefert die Betriebskraft, und der tägliche Ertrag der Anlage beläuft sich vorläufig auf 300 Kilogramm, die zum Preise von etwa 30 Pf. für das Kilogramm verkauft werden. Bis zur Einrichtung dieser kleinen Fabrik hat kein Bewohner von Jerusalem jemals Eis gebraucht, und von den Eingeborenen hatten es sicher auch wenige je zuvor gesehen. In einer anderen Stadt Palästinas, in Jaffa, wird freilich schon seit 1890 Eis fabriziert, anfangs mit erheblichen Schwierigkeiten, weil die Bewohner sich an die Benutzung dieses uns so unentbehrlich scheinenden Stoffes nicht recht gewöhnen wollten; heute jedoch findet das künstliche Eis auch in Jaffa sicheren Absatz. Die ersten Abnehmer waren die Krankenhäuser, dann kamen die Hotels und die Fremden, endlich aber auch die Eingeborenen. In Jerusalem wird zur Eisbereitung Cisternentwasser von großer Reinheit benutzt, in Jaffa aber Brunnenwasser von oft verdächtigem Beschaffenheit. Zumeilen ist das künstliche Eis, das dort verkauft wird, fast schwärzlich und hinterläßt, nachdem es geschmolzen ist, einen beträchtlichen Rückstand. Man scheint in Jaffa die künstliche Eisbereitung eben früher gelernt zu haben als die Kunst des Filtrierens. —

Geographisches.

gc. **Dalmatien.** Es gibt kaum ein Land in Europa, sagt der bekannte Reiseführer Passarge in seinem soeben erschienenen Werke „Dalmatien und Montenegro“, das so ausgesprochen den Charakter des Zauberhaften und Wunderbaren hätte wie Dalmatien. Kein Land, außer Norwegen, hat einen gleich ausgebildeten „Schärenhof“, wie es dort heißt, und eine gleich merkwürdige Inselwelt, ein „Insulario“, das der festländischen Küste den Rang streitig macht, an malerischer Wirkung sie aber übertrifft. Diese Inseln, die sich fast alle in der Richtung des festländischen Hauptgebirges, also von Südosten nach Nordwesten, oft viele Meilen lang erstrecken, gehören zu den malerischsten, was man sich denken mag. Ein „Capri“ und „Nischia“ bildet hier gleichsam die Regel. Und diese Inselwelt wird von einem gewaltigen Küstengebirge begleitet, einer einzigen, nur an zwei Stellen von der Centina und der Narenta, durchbrochenen Kalkmauer. In Norwegen führen zahlreiche Fjorde aus der Inselwelt tief in das Innere des Landes; Dalmatien hat nur einen einzigen namhaften: den Golf von Cattaro, dessen Gesialt manchen an die des Vierwaldstätter Sees erinnert hat. Dafür ist es aber reich an den sogenannten Schlundquellen, die bald mitten im Lande, am häufigsten aber am Fuße des Gebirges, oder gar mitten im Meere „aufwirbeln“, eine höchst sonderbare Erscheinung und nur der Karstbildung eigen. In dem fast wasserlosen Dalmatien, wo man das Regenwasser nur in Zisternen sammelt, spenden sie bei künstlicher Ausbeugung köstlichen Tranl und die zum Betrieb von Maschinen erforderliche Wasserkraft. Wie in Norwegen die Schärenflur sich allmählich in immer kleinere Gebilde auflöst und ganz verliert, so gibt es auch in Dalmatien überall die sogenannten Scoglien, meist flachgestaltete und vegetationslose Klippen, selten bewohnt, im wesentlichen die niedrigen Stuppen und Spitzen des im Meere versunkenen Kaltgebirges. Man hat sie nach Analogie der Inselchen an der Westküste Schlesiens wohl gar die Halligen Dalmatiens genannt. Sie leiden alle unter Wassermangel: die Bewohner bevölkerten inmitten der unendlichen Meeresflut, wie die Schiffer auf hoher See, denen das Wasser ausgegangen ist. Man könnte die Scoglien als herrenlose Eilande bezeichnen oder, was der slavischen Auffassung besser entspricht, als ein gemeinschaftliches Eigentum der Bewohner. Auf den Inseln dagegen ist der Besitz bereits geschieden. Man erblickt auf den unendlich kalten Felswüsten oft lange Mauern, die die einzelnen Pascoli, Weiden, von einander trennen. Gegen die Ziegen, die eigentlichen Verwüster des Waldes, die alles fressen und nichts aufkommen lassen, dienen die sogenannten Coronali, im „Kreise“ aufgeführte Steintwalle, in denen eine dürftige Kultur denkbar ist. —

Aus der Pflanzenwelt.

— **Hautreizende Primeln.** Nachdem Nestler bereits 1900 und 1902 in Arbeiten, welche in den Berichten der Deutschen Botanischen Gesellschaft und in den Sitzungsberichten der Akademie des Wissens in Wien erschienen sind, den sicheren Nachweis erbracht hat, daß die hautreizende Wirkung von Primeln (*Primula obconica*, *Primula sinensis* und zweier anderen Primelnspezies) auf das

giftige Sekret der Drüsenhaare aller oberirdischen Organe jener Pflanzen zurückzuführen ist, hat er, wie die „Umschau“ berichtet, in den beiden letzten Jahren die Eigenschaften und Wirkungen dieses Hautgiftes durch direkte Versuche an sich und anderen Personen näher geprüft und namentlich die Frage zu beantworten gesucht, ob jemand gegen die Wirkung des Sekrets immun ist, oder nicht; es scheint in der Tat einzelne Personen zu geben, die immun sind. — Bemerkenswert ist unter anderem die Tatsache, daß die Reaktionszeit, d. i. die Zeit von der Infizierung durch das Primelgift bis zur ersten merkbaren Wirkung derselben, in den weiten Grenzen von 7 Stunden bis 14 Tagen liegen kann; daher die Schwierigkeit, die Ursache einer derartigen Erkrankung richtig zu erkennen. — Das giftige Prinzip in dem Sekret ist offenbar eine relativ einfach zusammengesetzte chemische Substanz und nicht etwa ein Toxin, denn sie läßt sich durch Sublimation aus dem Sekret gewinnen; die so erhaltenen Kriställchen üben die gleiche Wirkung aus wie das Sekret. —

Notizen.

c. Ein neues Buch über Tibet wird dieser Tage in London erscheinen. Verfasser ist Perceval Landon, der als Spezialkorrespondent der „Times“ die englische Expedition begleitet hatte. —

— Hartlebens Komödie „Im grünen Baum zur Nactigall“ hat es auch in Weimar zu keinem Erfolg gebracht. —

— Im Igl. Opernhause wird Auhers lange nicht gegebene komische Oper „Das eherne Pferd“ noch in diesem Monat neuinstudiert in Szene geben. —

— Dem früh dahingegangenen Patriz Huber ist auf dem Mainzer Friedhofe ein Denkmal errichtet worden: Ein Stein mit dem Bildnis des Künstlers in Bronze. Die Inschrift lautet:

„Nach uns wird auch die Erde wieder grünen,
Der Baum wird hrosyen und die Blumen blühen.
Nach uns wird auch das Lied der Nactigallen
Aus neubelaubtem Hange wieder schallen.“ —

— **Drosseln und Pirole als Verpflanzler der Edelebe.** Es hat sich erwiesen, daß auf den desinfizierten Gebieten der Neblausherde in St. Goarshausen, Kochern, Wiebrich zc. immer wieder, nachdem alles pflanzliche und tierische Leben bis auf 1 Meter Tiefe mit Hilfe von Petroleum und Schwefelkohlenstoff (dreimal 300 Gramm pro Quadratmeter) ertötet worden ist, in den nächsten Jahren Nebenfrümlinge aus Kernen zu finden sind. Diese Kerne haben Vögel verschleppt; teils werden sie von diesen in den rohen Beeren, am Schnabel, Gefieder, an den Krallen mitgebracht, zum weitaus größeren Teil aber mit den Excrementen abgegeben. Es kommen in Betracht vor allem Drosseln, zunächst Schwarzamseln und dann Singdrosseln, sowie auch Pirole, in zweiter Linie Sperlinge, Grassmiden und andere Kleinvögel (Stare fehlen). Allein auf dem 1898er Viebrücker Herd Nr. 275 wurden 1899 86 Sämflinge gefunden; dort gibt es ungemein viele Amseln, auch Sperlinge. — („Nerthus.“)

— **Schlamperei.** An der Wiener Universität mußten die Vorlesungen für experimentelle Physik eingestellt werden. Grund: Der Hörsaal des zweiten physikalischen Universitätsinstituts droht einzustürzen. —

t. Eine Telephonverbindung zwischen Italien und Sizilien wird nächstens zu stande kommen. Das dazu nötige Kabel von 9 Kilometer Länge wird gegenwärtig in Mailand hergestellt und wird dann zwischen Messina und dem gegenüberliegenden Gallico de Reggio in Calabrien versenkt werden. Der Kern des Kabels besteht aus sieben Kupferdrähten mit der üblichen Isolierung und ist umgeben mit einer Padung von indischem Hanf, die wieder umschlossen ist von einer Armatur von galvanisiertem Stahldraht. —

— Eine vierte Untergrundbahnlinie wird zurzeit in Paris fertiggestellt. Sie wird den Nord-, den Ost- und den Montparnasse-Bahnhof miteinander verbinden. Die Strecke beträgt 11½ Kilometer, die Kosten belaufen sich auf 31 Millionen Franks. —

— Die Boraglager in Colorado (Nordamerika) liefern jährlich eine Ausbeute von mehreren Millionen im Werte. Die Arbeit ist infolge der bald glühend heißen, bald eissig kalten Temperatur eine recht primitive. Der mit Erde, Soda und Glaubersalz stark verunreinigte Borax wird einer rohen Aufbereitung unterzogen, die, nach der „Technischen Rundschau“ nur in der Abscheidung der großen Steine besteht. Die Arbeiter schaffen ihn nach einer langen, auf hohen Blöden ruhenden Schutrinne, auf dieser rutscht er nach einem hölzernen Behälter mit geneigtem Boden und fällt unmittelbar in die Eisenbahnwagen. Wasser muß viele Meilen weit herbeigeschafft werden. —

— Die roten Hagebutten hängen jetzt in Menge an den Sträuchern. Sie können in der Küche sehr gut verwendet werden. Entweder man kocht die Schalen, nachdem man die Früchte und Samenhaare entfernt hat, zu Gelee ein, oder man trocknet die Schalen und verwendet sie später zur Herstellung von Saucen. So eine Sauce schmeckt etwas süß, etwas sauer, kurz, wie eine richtige „Chefsandsbrüh“. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 6. November.